

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 199.

Dienstag, 27. August.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Fünfgeld.

(Nachdruck verboten.)

Kammerherr Roustad wurde nicht vorgelassen.

„Die gnädige Frau empfängt niemanden. Der andere Herr hat das Hotel verlassen und hat ein Quartier in der Stadt gemietet, das von fürstlicher Eleganz sein soll. Sonst nichts Neues.“

„Versehen Sie mich mit Ihrem Klatsch“, rief Roustad dunkelrot, „Sie werden alt, mein Lieber!“

„Wir alle, wir alle, Herr Kammerherr“, bedauerte Krull, und sein langjähriger Gönner entfernte sich zornbebend.

„Nun stand ihm noch bevor, die Hofdame zu versöhnen, und das würde ein saures Stüd Arbeit werden.“

6. Kapitel.

Der Schwarz-Weißball.

„Wo bleibt meine Menschenkenntnis?“, dachte Herr Roustad, der für diese Stunde den Privatmann abgestreift hatte, um sich hochförmig bei der Hofdame Frau Brahe — nicht Ninon — zu entschuldigen. Er hatte sich auf allerlei gefaßt. Ihre Rede ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig. Wenn sie erzieherisch wirkten wollte und nebenher noch auf ihre „Stellung bei Hofe“ pochte. Herr Roustad führte ein paar Rosen mit sich, die ihrer langen Stiele wegen sehr teuer und deshalb im Seidenpapier gewickelt waren.

Doch Frau Tyra Brahe war wieder einmal eine Überraschung. Jugendlicher als je streckte sie ihm die Hand entgegen, an der die Braheschen Familienjuwelen funkelten, und strahlte über das ganze Gesicht.

„Lassen Sie die Armsündermiene, lieber Kammerherr, ich sage Ihnen, ich habe mich förmlich unterhalten. Ich hatte ein neugebundenes Brautpaar im Schlitten oder vielmehr, es hatte mich, und es war sehr amüsant zu sehen, wie sie sich ärgerten, hinter meinem Rücken die Hände zum Zerbrechen drückten, während er doch auf die Pferde aufpassen mußte. Einmal, schien mir, beabsichtigte er umzuwerfen, aber da bemächtigte ich mich der Zügel. — Also, die Dame mit dem Abenteuer ist Ihnen mit Ihren Rappen durchgegangen? Der ganze Hof lacht, der König, am meisten die Prinzen. Nichts bleibt ja verborgen!“

„Das ist auch durchaus nicht nötig“, lächelte der Kammerherr artig, während er vor Grimm zu vergeben meinte. „Ich selbst habe dem Könige die Geschichte erzählt, und er brennt darauf, die Urheberin dieses lustigen Streiches kennen zu lernen.“

„Wie? Sie wollen dennoch die Dame bei Hofe präsentieren?“, rief Frau Brahe, indem sie die Maske fallen ließ.

„Der König wünscht es. Ich sagte ihm, die betreffende junge Frau sei ziemlich wild aufgewachsen in einem kleinen Fischerdorf am Sondesfjord, und es werde ihr sehr schwer fallen, sich in die Gebräuche eines Hoses zu fügen. Hierauf erwiderte er, daß ihm daran liegen müsse, alle seine Landeskinder in gleicher Weise an seinen Hof und sein Herz zu ziehen, soweit sie überhaupt zu den gebildeten Menschen gehören.“

„Das sieht ihm ähnlich“, erregte sich die Hofdame, „deshalb haben wir auch manchmal eine Auslese — der König ist ein Dichter — er sieht die Welt mit Dichteraugen — Sie haben gut vorgearbeitet, Kammerherr! Welches Interesse haben Sie daran?“

„Das allergrößte“, sprach der Hofmann leise, „Verstehen Sie mich, Tyra?“

Frau Brahe warf sich in die Sofaecke zurück und lachte aus vollem Halse.

„Das ist der beste Witz, den Sie noch je gemacht haben, Kammerherr! Ich weiß wohl, daß die unfehlbaren Dinger unter unseren jungen Mädchen in Ihr schönes Haupt vernarrt sind, aber diese Schöne mit den Mandeläugern ist doch wohl nicht aus verzehrender Leidenschaft mit Ihren eigenen Pferden vor Ihnen ausgerissen?“

„Sie ziehen die Angelegenheit ins Lächerliche, wie Sie zu tun pflegen, wenn Sie vor Wut in Ihr Taschentuch beißen möchten“, versetzte der Kammerherr und heftete den Blick voll Ironie auf ihr kleines, entstelltes Gesicht, das sie in der Tat hinter ihrem Spitzentüchlein zu verbergen suchte. „Wollen wir nicht mit offenem Visier kämpfen, Tyra, die wir uns schon so lange kennen? Es war einmal etwas zwischen uns, wie es eben zwischen blutjungen Hofdamen und Kammerherren vorkommen soll, die den ganzen Tag beisammen sitzen und aufeinander angewiesen sind — und es war sehr reizend, Tyra — aber die Majestäten wollten keinen verheirateten Hofstaat — und wir fügten uns und hatten unseren kleinen Roman. Wenn es die große allgewaltige Liebe gewesen wäre, hätten wir uns wohl durchgesetzt. Und soll ich nun ewig wie eine alte Jungfer die vergilbten Rosenbänder meiner Jugend betrachten, Tyra? Verlangen Sie das, Tyra? Verzeihen Sie, wenn ich roh scheine — Sie werden spitz — muß dieser Kampf sein?“

„Sie rühren an Dinge, die ich längst begraben habe“, sagte achtzehnjährig die Hofdame. Ihr Antlitz schimmerte ins Gelbliche. „Sie bilden sich zum mindesten sehr viel ein, lieber Freund. Zur schengetiebenen alten Jungfer habe ich meinerseits kein Talent. Ich hätte es in der Hand gehabt, Prinzessin zu werden.“

„Zur linken.“

Frau Brahe überhörte die Bemerkung.

„Maler und Komponisten zählen zu meinen Freunden, und heute noch . . .“

Der Kammerherr währte mit beiden Händen ab. „Wozu diese Konfidenzen? Was hat das mit Frau Aase Solaker zu tun?“

„Ah so!“ Tyra schlug ein Bein über das andere. Sie sah achtzehnjährig aus. „Ich vergaß die hohe Warte, von der aus Sie seit kurzer Zeit Ihre Welt betrachten. Um Ihnen aber nun auch meinerseits eine Freude zu machen, will ich Ihnen verraten, daß der große Herr im Schlitten neulich, der in unsere Partie hineinplatze, in der Tat Graf Lykke war — daß er sein altes Quartier wieder bezogen, und die Beziehungen zur Gesellschaft wieder aufnehmen wird — gerade als sei er von jeher persona gratissima an allerhöchster Stelle gewesen.“

Kammerherr Roustad starrte sie fassungslos an.

„Nicht wahr, das wundert Sie? Mein Lakai hat mir alles erzählt. Lykke liebte von jeher die Überraschungen. Ich habe bei der Königin auf den Busch geklopft und fand sie Feuer und Flamme für diesen Herrn. Man schätzt so etwas Haut-gout. Man hat ein Faible für Existzen — was ich eben einfach kurz

Existenzen nenne. Der Schwarz-Weißball wird überhaupt dieses Jahr eine Volksmischung von Elementen bringen, über die man an anderen Höfen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde. Dafür ist unser Land das demokratischste Königreich der Erde. Es soll der Sänger mit dem König, und der Schuhmachermeister mit dem Minister gehen. Man ist sehr weitherzig! — Also, lieber Kammerherr — fürchten Sie nichts. Ihre Frau Solaker wird nicht der einzige Aufenseiter sein.“

„Ich danke Ihnen für den Trost“, sagte Roustad, sich über ihre Hand beugend. „Wenn Sie politisieren, könnte ich mich aufs neue in Sie verlieben, jungfräuliche Frau, und ich erlebe staunend, wie in Vorzimmern über das Schicksal der Völker entschieden wird. — Die Schlittenpartie hat Ihnen jedenfalls die gute Laune nicht verdorben, ich stelle mit Entzücken fest, daß Ninon schön ist, wie je, und bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.“

„Die haben Sie schon längst“, rief Frau Brahe mit gezwungenem Lachen. „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Adieu, Ninon . . .“

Er war gegangen. Frau Tyra Brahe erhob sich aus ihrer malerischen Stellung und eilte zum Spiegel. Sie fuhr rasch mit einer winzigen Puderquaste über Nase und Wangen. Rote Flecken brannten unter ihren Augen.

Dann nahm sie die Liste der Eingeladenen vor, überflog sie nochmals und fand den Namen der Frau Wale Solaker mit einem Fragezeichen versehen.

Frau Brahe radierte das Fragezeichen aus.

An dem Tage, von dem ganz Christiana sprach, war Kammerherr Roustad nicht wieder zu erkennen. Von der Persönlichkeit war so gut wie nichts übrig geblieben. Man hielt ihn für wichtiger als den König.

Im düsterroten Schein der Kandelaber fuhren Equipagen vor, unablässig, ihr dumpfes Rollen vermischte sich mit dem Rauschen des Meeres, das von ferne herüberorgelte. Wie aus Füllhörnern heraus ergoß sich der duftige Inhalt über das strahlende Treppenhaus, das mit Lakaien garniert war — nach gesflüsterter Behauptung eines Storthingssmitgliedes — wie die Schüssel mit Nadieschen.

Im ersten Saal empfingen die Hofdame Frau Tyra Brahe in großer Toilette — natürlich schwarz — und Kammerherr Roustad mit sämtlichen Orden die Gäste. Der hochförmige Teil mit den Herren und Damen des diplomatischen Korps, den Staatsministern, Großhandelsherren und anderen Würdenträgern nahte sich seinem Ende, jeder stand glücklich auf dem ihm angewiesenen Platze, und nun quoll die große Masse der übrigen Geladenen herein, die überhaupt dem Namen nach zu kennen, der stellvertretende Hausherr die größte Mühe hatte.

„Aber, Herr Kammerherr, erinnern Sie sich nicht? Ich verkaufte Ihnen doch vor einem halben Jahre den Fuchswallach — hochvornehm im Gang und auch sonst . . .“

„Gewiß, gewiß“, beeilte der Kammerherr sich, sein Gedächtnis zu stärken, „darf ich bitten, gleich hier rechts bei den Herren vom Großhandel?“

Der aufgeregte kleine Mann trat ab, und ein anderer in einem französischen Kleidungsstück mit grünem Ordensband nannte sich der Einfachheit halber gleich selbst: „Peterse, Wahlkonsul von Prætoria.“

Erlöte Höflichkeit folgten.

In einem Winkel des großen Saales hielt ein dicker Herr mit gänzlich haarlosem Kopf einen vorübereisenden Lakai fest: „Mein Name ist Knop, Hjalmar Knop und Compagnie, Inneneinrichtung. Ich habe vergessen, meine Galoschen auszuziehen, wie komme ich von hier in die Garderobe, oder was soll ich sonst tun?“

„Ziehen Sie die Galoschen aus und werfen Sie sie aus dem Fenster. Gleich hinter Ihnen befindet sich eines.“

Der Lakai lief weiter, und Herr Knop und Compagnie besetzte seinen Platz, wenn auch schweren Herzens.

„Entschuldigen Sie, ich bin zum ersten Male hier: Ist das der König?“

„Nein, das ist der Kammerherr Roustad. Seine Majestät erscheinen zuletzt, wenn die Gäste vollzählig versammelt sind.“

Frau Tyra Brahe nahm sich der schwarzen und der weißen Damenwelt an.

Bald glichen sämtliche Räume riesigen Vogelkäfigen, in denen schwarze Raben und weiße Tauben sich tummelten.

Aber die eine, die sie suchte, befand sich nicht unter ihnen.

Der Kammerherr erübrigte eine Minute, Frau Brahe ein paar Worte zuzuflüstern.

„Frau Solaker . . .?“

„Hält, wie es scheint, den Hofball für eine Schlittenpartie — das heißt unpunktlich wie immer.“

Roustad suchte mit den Augen. Doch seine Pflichten gestatteten ihm nicht, sich weiter mit dem Verdrüß über ihr Ausbleiben zu beschäftigen.

Staatsminister Stang unterhielt sich mit dem Oberstallmeister über seinen vermutlichen Nachfolger, als ihm heiter lachend ein Kavalier mit pechschwarzem Schnurrbart auf die Schulter klopfte: „Das Vergnügen ist hier ein bißchen trocken — gibt es nirgends etwas zu trinken?“

Der Minister wurde der Antwort überhoben, denn es ging eine Bewegung durch die Räume, die sich wie durch Zauber von Gruppe zu Gruppe fortspülzte. Mit Gedanken schnelle bildeten sich schwarze und weiße Spatiere, die Raben und Tauben tauchten mit gesenkten Flügeln nieder und wieder empor, und eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt schritt durch die Reihe der König.

„Das ist immer so ein Moment“, sagte eine Stimme, als er vorbei war.

„Ich stand ganz hinten, er hat mich nicht gesehen“, jammerte eine ältere Dame vom Geschlecht der Raben.

„Oder glauben Sie, daß er mich doch gesehen hat?“

Schmetternde Militärmusik setzte ein. Eine Polonäse bildete sich. Ordenssterne blitzen.

Der schöne Prinz Karl, Prinz Eugen, der Maler, beglückten die Töchter der Großwürdenträger, indem sie den Ball mit ihnen eröffneten.

Die Königin, leidend, war nicht erschienen. Das Kronprinzenpaar weilte im Ausland.

„Gott sei Dank, nun wird es gemütlich“, sagte der Wahlkonsul von Prætoria und zog sich in die Nähe des Büffets zurück. „Nehmen Sie etwas Fasan, Kollege?“

Der französische diplomatische Vertreter maß ihn empört von oben bis unten.

„Merci, ich liebe nicht Gemütes auf einem Teller!“

Roustad erklärte eben der Frau Staatsrat So und So die Uniformen der unzähligen Wahlkonsuln aller möglichen und unmöglichen Länder: „Und sehen Sie, verehrte Frau, da ist der von Honolulu: Er fragte offiziell bei mir an, ob er in der Uniform seines Landes erscheinen müsse. Und ich antwortete ihm: ja, in Federn mit Filzpantoffeln.“

Man lachte, da fühlte der Kammerherr sich leicht am Armel berührt. Er wandte sich um und fand sich dem Grafen Lykke gegenüber.

„Ich bin es wirklich, Kammerherr“, sagte dieser und blickte ihn so eigen an aus scharfen, hellgrauen Augen. „Wie geht es immer?“

Roustad heuchelte Wiedersehensfreude.

„Danke, brillant, wie Sie sehen, lieber Graf, und Sie? Das heiße Klima zehrt — Sie sind ja nur noch Haut und Knochen. Das erhält elastisch!“

(Fortsetzung folgt.)

Madonna von Guadalupe.

Skizze von Korn Towsta.

Der spanische Admiral Pareja hatte sich von Diego Velasquez malen lassen. Entzückt von der Ähnlichkeit des Bildes begab er sich zu dem Künstler, um ihm eine goldene Kette zu überreichen. Als der farbige Sklave, der das Geschenk trug, seinem Herrn beim Wegehen folgen wollte, stieß der alte Seebär ihn mit dem Fuße zurück. „Wenn ich einen Schmuck schenke, gehört der Schrein dazu.“ So wurde

der Meister Juan, den Pareja in Westindien gekauft hatte, dem Velasquez leibeigen.

Der Meister hielt ihn nicht hart, nur die Reinhaltung der Werkstatt übertrug er ihm. Doch seine Schüler, nach Art gedankenloser junger Leute, verachteten den Halb-Indianer, und die freien Diener des Hauses packten dem scheuen, gedrillten Sklaven das verhakte Amt auf, an Sonn- und Feiertagen das Haus zu hüten.

Ein Jahr lang hatte der junge Mischling malen gesehen und die größten Männer Spaniens die Malerei bis zum Himmel erheben gehört, also er der Lust nicht mehr widerstehen konnte, selbst den Pinsel zu führen. Mit Farbenresten und abgelegtem Malgerät versuchte er in den langen Stunden feierlicher Einsamkeit auf Papptüte zu sezen, was Wirklichkeit und Phantasie ihm zeigten: Häuser und Bäume, Menschen und Tiere, Heilige und Teufel. Doch ließ ihn die Angst entdeckt und verpönt zu werden, alles wieder vernichten. Bis er sich eines Tages an eine Leinwand wagte. Es war die Madonna, die er malte. Eine Madonna, samtbraun wie er selbst, ihr Mantel violettblau gleich dem Abendhimmel seiner Heimat Guadalupe, hinter ihrem Haupte flammte ein Kranz von Goldstrahlen, wie die Sonne ihn zurücklässt, wenn sie in den Golf von Mexiko sinkt, und das Kind in ihren Armen spielte mit der Nopalblanze, dem Feigenkastus von den Feldern seines väterlichen Dorfes. Dieses Bild zu vernichten, in das er alles hinein gelegt hatte, was als Wunsch und Weh in ihm lebte, brachte Juan nicht über das Herz, doch verbarg er das Gemälde, von seiner Stümperhaftigkeit überzeugt, sorgfältig im hintersten, staubigsten Winkel des Ateliers, den nie ein Mensch betrat.

Da aber kam ein Tag, der in der Malerwerkstatt das Unterste zu oberst lehrte. Zwei hohe Besuche waren angekündigt: Philipp IV. König von Spanien, und Peter Paul Rubens, Bürger von Antwerpen. Nicht dem König, der öter kam, galten die großen Vorbereitungen, die Teppiche, die Blumen, sondern dem König der Malerei, dessen Namen ganz Europa mit Ehrfurcht ausprach und den die Kunst aller Fürsten umschmeichelte. Diese Unruhe fasste Velasquez bei dem Gedanken, daß dieser Mann ein Urteil über ihn fällen sollte. Und doch erschien ihm sein eigener Ruf wertlos, so lange der größte Maler seiner Zeit ihn nicht bestätigte.

Zur gleichen Minute kamen die beiden Jüge vor dem Hause an: der König, umgeben von der Blüte des spanischen Adels, Rubens, begleitet von Van Dyk, Van Uden, Snyders und anderen seiner Schüler. Ehrerbietig sprangen die Flämmer von den Pferden, um sich vor dem König zu verneigen, der aber rasch abfahrt. „Wir sind bei einem Maler, hier sind Sie der König!“ Mit diesen Worten nahm er Rubens bei der Hand und betrat mit ihm zusammen die Werkstatt.

Von Meisterwerken umgeben zeigte sich der spanische Maler dem Fürsten der niederländischen Künstler. Während dieser schweigend die Bilder musterte, pochte Velasquez' Herz heftig an die Rippen. Als Rubens endlich sprach, war es, um seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Und als er Velasquez umarmte, da rief dieser in tiefster Bewegung: „Das ist der größte Tag meines Lebens!“ Auch der König und sein Hof empfanden lebhaft die Größe dieses Augenblicks. Velasquez aber fügte hinzu: „Wollt Ihr mein Glück krönen, Sennor, so tut meiner Werkstatt die Ehre an, selbst etwas darin zu malen — wären es nur ein paar Pinselstriche, einem meiner Bilder hinzugefügt!“ — „Eure Bilder sind vollendet!“ lautete Rubens Antwort. „Doch wenn diese Leinwand leer ist!“ Er lehrte einen an der Wand lehnenden, bepannten Blendrahmen um und stieß einen Ruf der Überraschung aus. Es war die Madonna von Guadalupe. Aufmerksam betrachtete Rubens das Gemälde. „Dies Bild ist nicht von Euch, Velasquez, sondern von einem Eurer Schüler. Zeigt ihn mir!“ — Velasquez, nicht minder überrascht, schüttelte den Kopf. „Ich kenne dies Bild nicht.“ Er blätterte im Kreise seiner Schüler umher. „Wer hat es gemalt?“ — Niemand meldete sich. Da stürzte Juan ihm zu Füßen: „Ich, Sennor!“ Mehr brachte er nicht heraus. In Todesangst sah er sein Bild, das er im Sicherer Versteck gewähnt, in Rubens Händen, und zitternd wie ein Verbrecher verbarg er sein Gesicht.

Was nun kam, dünkte ihn Himmelswunder, denn auf Erden geschehen sonst solche Dinge nicht. Der Maler, zu dem selbst sein Herr wie zu einem Gott emporsah, sagte: „Er darf sich schon heute einen Meister nennen.“ Und der König von Spanien rief: „Ein Mann von Genie darf nicht Sklave bleiben! Er heißt von heute an Juan de Pareja, meinem alten Admiral zu Ehren. Ihr, Sennor Velasquez, nehmt von mir 200 Unzen Gold als Lösegeld für ihn. Und die braune Madonna will ich erwerben. Ich werde ihr eine Kirche erbauen in Mexiko, wo sie, die anadeneiche Wundermutterin dieser Stunde, mir helfen soll, die Indianer zu bekehren.“

Während die Höflinge zustimmend murmelten und die Schüler verdutzt dreinschauten, hob Velasquez den Knieenden

an sein Knie. „Die 200 Unzen wold“, rief er mit frohem Stolz, „gehören dir, Juan. Ich bin belohnt genug, daß du aus einem Sklaven ein Maler und mein Freund geworden bist.“ — „Noch immer dein Sklave, Herr! Und immer will ich es bleiben.“ Damit warf sich Juan de Pareja aufs neue nieder und umfaßte mit leidenschaftlicher Hettigkeit seines Meisters Knie.

Still ergrißen nahm Rubens Pinsel und Palette und schuf eine Skizze dieses Aufturts, so Velasques' Wunsch erfüllend, eine Spur seiner Anwesenheit in dessen Werkstatt zurückzulassen.

Wie ich meinen ersten Taler verdiente.

Humoreske von Henry Alberta Hansen.

Als ich heute den ersten Drachen in den hellen Herbsthimmel steigen sah, fiel mir die Geschichte meines ersten selbstverdienten Talers ein. Es war zu Anfang der neunziger Jahre, ich war damals allerjüngster Abe-Schüre und ein ausgesprochener Strolch. „Leider“, sagten die lieben Verwandten und getreuen Nachbarn. „Dem Himmel sei Dank“, sagte ich. Eine hohe Obrigkeit hatte mit Rücksicht auf die Telephonleitungen das Steigenlassen von Drachen in den Straßen verboten, was unsere Väter und Mütter zu diesbezüglichen Warnungen veranlaßte, auf uns Kinder aber sehr wenig Eindruck machte. Im Gegenteil: diejenigen, welche sonst nur auf Wiesen steigen lieben, die taten es selbstverständlich jetzt auch in den Straßen. Man bewies dadurch seinen Mut und den Männerstolz vor Königsthronen. Allerdings stellten wir an jeder Ecke Posten aus; bei dem Ruf „Uddel, Uddel!“ (im Hamburger Kinderdeutsch die Bezeichnung für Polizisten), wurden die Drachen mit offensichtiger Geschwindigkeit eingesogen, und wir verschwanden wie die Franzosen an der Kattbach. Bis auf das eine Mal, das Mal, das ja immer kommt.

Einem Spielsameraden war ein herrlicher chinesischer Drache mit einem geradezu märchenhaften Schwanz oben in einer Baumkrone hängen geblieben. Da ich wie eine Käferkette konnte, war ich im Handumdrehen oben. Es ging nicht sehr schnell mit dem Losmachen, ich wollte doch den kostbaren Schwanz nicht zerreißen, und plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, ein Schutzmantel unter dem Baum. Wir hatten im Eifer des Gefechts die Posten vergessen.

„Komm mal sofort herunter, du Range!“

„Nee!“ Ich fühlte mich da oben sehr sicher, Polizisten fürchteten wir nur in greifbarer Nähe.

„Willst du sofort herunter kommen!“ — „Nee!“

„Gut, ich werde hier unten warten.“

„Und ich hier oben.“

„Wie heißt das Mädchen?“ Achselzucken, Schweigen.

„Wie das Mädchen heißt?“

„Das wissen wir nicht.“

„Aber die Kleine hat doch ihren Drachen hier steigen lassen.“

„Das ist gar nicht ihr Drache.“

„Na, wenn's eurer ist, dann wißt ihr doch erst recht, wie sie heißt, wenn sie euch den herunter holt.“

„Nee, wir wissen es nicht.“

„Wem von euch gehört der Drache?“

„Das wissen wir auch nicht, der hängt hier nur so im Baum.“

„Na, wartet, ich werde euch alle ausschreiben.“

„Man los, das macht Svab. Ich heiße Hein Piepen-dekel.“

„Ihr freche Bande, euch will ich schon kriegen. Ich gehe zu euren Eltern.“

„Die sind nicht zu Hause, gehen Sie nur.“ Die Gerechtigkeit stand unentschlossen. „Willst du jetzt herunterkommen?“ — „Nee!“ — „Gut, dann hole ich die Feuerwehr.“ Als er aus seiner Tasche die Peitsche herausnahm, wurde mir schwül. Zur Wache gebracht zu werden, erschien mir nicht verlockend. „Ich komme herunter.“ Die edle Absicht, mit einem Gekreis nach links auszubrechen, vereitete der Arm der Gerechtigkeit.

Ein Griff, er hatte mich beim Kragen. „So, dich hätten wir, das wird ein teurer Svab, also, wie heißt du?“

Ich röchelte: „Au, Sie tun mir so weh, daß ich nicht Luft holen kann.“ Der Griff lockerte sich etwas und — ich war weg. Natürlich nicht, ohne auf der anderen Straßenseite einen wilden Indianertanz aufzuführen.

Dann kam das Nachspiel. Die Geschichte wurde erzählt, und mein Vater erfuhr davon. Ich mußte in seinem Arbeitszimmer antreten, und als ich meinen Bericht beendet hatte, langte der Vater in die Tasche und legte mir einen Taler hin. „So, den hätte ich als Strafe zahlen müssen, aber da du ihn dir redlich verdient hast, sollst du ihn auch haben.“ Ich zog selig ab. Und alle später verdienten Taler haben mir nicht so viel Freude gemacht wie dieser erste.

Die Frau, die alles selber macht.

Ein Kapitel von falscher Bescheidenheit.

Die Zeiten, in denen die Hausfrau sozusagen nur der Geist war, der über dem Ganzen ihres Haushaltsbetriebes schwieb und die Tätigkeit eines zahlreichen und gutgeschulten Personals überwachte, sind für die meisten von uns wohl endgültig vorbei. Heuteztage ist es schon für die überwiegende Mehrzahl der Hausfrauen ein unerschwinglicher Luxus, auch nur eine weibliche Hilfskraft für den ganzen Tag zu beschäftigen. Man behisst sich mit Aufwartefrauen, Zugehörinnen, Stundenhilfen, und wie diese hilfreichen Wesen sonst genannt werden, deren Dienste man oft aber auch nur ein bis zweimal wöchentlich in Anspruch nimmt. Im übrigen ist die Hausfrau von heute nach amerikanischem Muster größtenteils auf ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten angewiesen, und in mancher Hinsicht ist dies gut. Es gewährt nicht nur die erwünschte Unabhängigkeit von fremden Leuten, hilft nicht nur sparen, sondern gibt auch letzten Endes ein Gefühl tiefer Befriedigung, wenn die Hausfrau imstande ist, alle in ihrem Hauswesen vorkommenden Arbeiten selber bzw. ohne fremde Hilfe zu tun. Aber leider begiebt man in diesem Zusammenhange bei den meisten Hausfrauen noch so häufig einer ganz unangebrachten Bescheidenheit. Die Tatsache, daß sie sich alle Arbeit allein macht, möchte so manche am liebsten mit dem Schleier des Geheimnisses bedekken.

Hausarbeit, so denken nämlich viele, ist doch eigentlich nicht „standesgemäß“! Man verrichtet sie ja, der Not der Zeit gehorcht, aber man schämt sich ihrer und verbirgt sie ängstlich. Das gilt auch für die Hausfrau, daß sie selber kocht, bügelt, schneidet, gibt sie allenfalls noch zu. Wenn sie die Zimmer reinigt, die Wäsche besorgt, die Fenster putzt, dann fängt sie schon an, sich zu schämen! Oder gar, wenn sie den Kehrichteimer höchst eigenhändig auf die Straße trägt und Kohlen aus dem Keller holt, die Kartoffeln schält und Geschirr spült, dann möchte sie die Vorrichtungen am liebsten im schützenden Dunkel der Nacht und bei verschlossenen Türen vornehmen, damit sie nur ja nicht dabei gesehen wird!

Warum diese falsche Scham! Jede Hausarbeit ist gleich notwendig und ehrenvoll! Sie gehört zum Beruf, und die Hausfrau, die doch wohl mit den verantwortungsvollsten und lebenswichtigsten Beruf ausübt, den es gibt, sollte auch ihren Berufs- und Standesstolz haben. Die Krankenpflegerin z. B. muß oft die unangenehmsten Verrichtungen innerhalb ihres Pflichtenkreises vornehmen. Niemand denkt daran, sie deswegen „gesellschaftlich“ niedriger einzuschätzen, und sie selber kommt gar nicht auf den Gedanken, sich ihrer Tätigkeit, auch wo sie schmutzig und peinlich ist, zu schämen. Sie tut eben Dienst an der Menschheit und dieser Dienst adelt auch die „niedrigste“ Beschäftigung. — Genau so tut die Hausfrau, die ihr Hauswesen in Stand hält, klug und sparsam wirtschaftet, die ihre Familie richtig und ausreichend ernährt und die Kinder erzieht und pflegt, Menschheitsdienst. Auf ihre Tätigkeit gründet sich letzten Endes Volkswohlstand und Volksgedeihen, und jede noch so „gewöhnliche“ Handreichung, vom Fußbodenwischen und Töpferscheuern bis hinauf zum „näherwissenschaftlich“ durchdachten Küchenzettel ist in diesem Zusammenhange wichtig, wertvoll und „standesgemäß“!

Dies sollten sich alle Hausfrauen und Mütter immer vergegenwärtigen und ihre Töchter danach lehren. Man sollte Hausarbeit nicht in „feine“ und „grobe“ einteilen und dies nur widerwillig und möglichst heimlich tun; eine ist so wichtig und nötig wie die andere.

Unsere Töchter aber sollten sich vorstellen, daß man auch bei der größten Arbeit durchaus „Dame“ bleibt. Denn nicht das „Was“ entscheidet, sondern das „Wie“ und „Warum“. Dann würden die Anzeigen, über die man sich immer ärgern muß, weil sie von so betrüblichem Mangel an sozialer Ge- fünnung zeugen, bald verschwinden. Da heißt es oft: „Junges Mädchen usw. sucht Stellung nur in „seinem“ Haushalt, möglichst ohne Kinder, wo Hilfe für grobe Arbeit vorhanden.“ Und wie manche Mutter sagt ihrer Tochter: „Diese Art Arbeiten sollst du nicht machen. Das hast du nicht mehr nötig!“ Das ist natürlich ein ebenso falscher Standpunkt wie der derjenigen Hausfrau, die etwa von ihrer Helferin alle großen Arbeitsleistungen verlangen würde, ohne selber mit auszugreifen, weil sich das doch für sie nicht schäfe!

Keine Arbeit im Haushalt ist „unpassend“ „überflüssig“ oder „nicht standesgemäß“, und Mutter wie Tochter, Hausfrau wie Helferin sollten gemeinsam jede Arbeit mit der gleichen Hingabe als „Dienst am Ganzen“ tun, ohne sie zu verbergen und ohne sich ihrer zu schämen! K. B. S.

Vöre Beispiele verderben — —

Von der Erziehung zur Vorbildlichkeit.

Schon in früher Jugend müßte man auf den zwar vielfach missdeuteten Begriff „Vorbildlichkeit“ weit mehr hingewiesen werden. Wir machen uns gar nicht klar, wie oft wir bereits als Kind unbewußt unseren kleinen Gefährten zum „Vorbild“ gedient haben — sei es in gutem oder in schlechtem Sinne. In jedem Menschen steht mehr oder weniger Nachahmungstrieb. Ganz unwillkürlich wird der, der den Meistern hängt dazu bestimmt, in die Versuchung geraten, das Gepräge seiner Umgebung, seines Umganges anzunehmen. Der Freunde- oder Freundinnenkreis richtet sich immer nach den den Ton oder die Stimmung angebenden Führern. „Er“ oder „Sie“ werden Vorbild — Muster. Diesem Begriff bemühen wir uns entweder planvoll nachzueifern oder wir lassen uns unbewußt leiten.

Pflichtgetreue Eltern und Erzieher sind deshalb darauf bedacht, den Umgang der unter ihrem Schutze stehenden Jugend zu prüfen. Es ist dies in gewissem Sinne ein mehr passives Verhalten, indem sie ihre Zöglinge vor schlechtem Beispiel bewahren möchten. In der heutigen so oft durchseuchten Atmosphäre sollte man jedoch die Jugend nicht nur vor schlechter Gesellschaft bewahren, sondern auch bemüht sein, sie darauf zu erziehen, in zielbewußtem Streben „vorbildlich“ zu wirken!

Hin und wieder wird dem Kinde wohl zum Ansporn die stereotype Redensart zugesetzt: „Geh' mit gutem Beispiel voran!“ Gewöhnlich aber steht nur eine Anstachelung zum Ergeiz dahinter. Den Kindern sollte die ganze Tragweite der Vorbildlichkeit besser verständlich gemacht werden. Nicht im Sinne des düstelhaften Musterkindes sollen sie erzogen werden und zum Vorbild dienen, nur um zu übertrumpfen und die Kameraden in den Schatten zu stellen — nein, die Vorbildlichkeit sollte wie ein heimlicher, guter Geist tätig sein.

Gerade das unabsichtliche Beeinflussen besitzt eine weit stärkere Wirkung als das bewußte, alitlige Schulmeistern des aufgeblasenen Musterkindes. Diese sind im Freundeskreis stets verhaft und ihre gewollte Vorbildlichkeit bewirkt nur das Gegenteil. Die Kinder der Gutsherrschaft auf dem Lande können z. B. unmittelbar vorbildlich auf ihre Altersgenossen wirken, wenn sie dazu angehalten werden. Die düstelhaften und selbsterlichen Triebe sind dabei — aber natürlich — zu unterbinden und auszurotten. Eltern und Erzieher sollen sich immer der vornehmsten Lebensaufgabe bewußt sein, daß die Pädagogik nicht in theoretischen Maßregeln gipfelt, sondern in der zielbewußten Vorbildlichkeit des Welens und Seins, die wie Heilstrahl der Sonnenstrahlen wirkt. In der Jugendzeit muß der edle Keim der Vorbildlichkeit ins Heraus geblasen werden, im Rahmen einer bescheidenen, frohnaturlichen Absichtslosigkeit, die später den einflußreichsten Bestandteil im Umgang mit unseren Standesgenossen und unseren Untergebenen bildet. Dann werden wir als gereifte Menschen zu Erziehern emporwachsen, die unser jetzt so morisches Vaterland führen, um es vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Boltschlank? Betonte Taille? Interessante Fragen für die modisch interessierte Frau, die bei dem steten Wechsel der Mode eines geschmackhafteren Führers bei der Wahl ihrer Herbst- und Winterkleidung bedarf, behandelt Beyers Modeführer Band 1, Damenkleidung (Verlag Otto Beyer, Leipzig), der eine Fülle ein- und mehrfarbiger Modelle für alle Zwecke und Figuren enthält, wobei besonders auf die Auswahl avarter Mäntel und Kostüme hingewiesen sei, unter denen die langen flotten Jacken als „lester Schrei“ der Saison auffallen.